

bewohnt und seine beiden Staatszimmer an Dahlberg abvermietet hatte.

Jetzt war es 7 Uhr — es also bereits drei Stunden her, seit dieser mit Nadeschda Pointowsky die Autofahrt gemacht. Aber noch immer tobte ihm in den Adern ein süßes Feuer, glitten die Momente jener himmlischen Fahrt dem schönen Dahlberg durch den Sinn. Halt! da war er angelangt bei dem famosen Augenblick, als — ha, ha! Scharf und kühl war die Luft der zwei Insassen entgegengestommen und Frau Nadeschda war ohne Mantel, nur in ihrem eleganten Schneiderkleide! — Ich antze ja nichts von dieser Fahrt... hatte sie mit ihrem wundervollsten Augenausschlag geflüstert. Dieser Augenausschlag hatte Kurt Dahlberg fast um den Verstand gebracht. Nur so viel Klarheit hatte er noch behalten, daß er schleunigst seinen eigenen Mantel der schönen Frau umgehängt.

Mit bezauberndem Lächeln hatte sie gedankt und sich dann mollig in den Mantel — o du beneidenswertes Kleidungsstück! — begeben. Drückte Dahlberg den Mantel an sich — gestülpt. Und er, beau Dahlberg, hatte an ihrem Ohr geflüstert, süße, werdende Worte, Worte. Herr des Himmels! und in diesem hochgepannten Augenblick hatte das Auto just eine Kurve genommen — an der Ecke der Kaiserallee — und da hatte der Chauffeur aus noch unauferklärtem Grunde für einen Moment die Herrschaft über den Kraftwagen verloren — und dieser eine Moment hätte um ein Haar dem Altuar Gerling, diesem trodenen, ledernen Männchen, das Leben gekostet.

Ja — ja, ohne diesen Zwischenfall wäre Nadeschda Pointowsky jetzt wohl seine, beau Dahlbergs Braut und — Donnerwetter, was war denn das!

Dahlberg, der inzwischen seine Zimmer betreten, hatte seinen Mantel abgelegt und war, wie stets, bevor er ihn in den Schrank hing, mit der Hand in die Tasche gehahren, seine Brieftasche herauszunehmen.

Die Tasche war leer.

Mit sehr perplexer Miene stand der Verlierer da. Ja — ja, verloren hatte er das Portefeuille, verloren! Wenn das Aut durch die Adern tobt, wer so toll verliebt ist, wie er, dem kann es schon passieren, daß er etwas verliert!

Dieses Etwas waren allerdings 300 Mk., — wenn er mit Nadeschda Pointowsky zusammen war, pflegte er gern reichlich Geld bei sich zu haben. Bei einem gut situierten Mann, wie er war, spielten 300 Mark zwar keine große Rolle. Aber niemand büßt gerne eine solche Summe ein. Bevor er den Verlust annoncierte, war es raffam, er suchte jetzt gleich den Weg ab, den er eben so im Sturme genommen.

Als Dahlberg wieder, in Hut und Mantel, die Treppe hinabging, fand er die Korridor der Beletage ein wenig offen stehen. Aus

dem Innern scholl eine Stimme — eine Stimme von eigentümlich tiefer Färbung und mit fremdländischem Akzent.

Als habe er einen elektrischen Schlag empfangen, durchzuckte es Dahlberg. Er blieb stehen und lauschte mit verhaltenem Atem.

Schon nach wenigen Sekunden lächelte er über seine „Sinnesstörung“. Um sich indes völlig zu überzeugen, trat er vor und spähte in den Korridor hinein.

Während zog er sich schleunigst wieder zurück und verließ das Haus.

Was er erblickt, war eine Sclinderin gewesen, und zwar eine russische Spitzenhändlerin, die man in Deutschland selten sieht. Auf den Knien liegend, hatte sie vor der Haustür ihre prachtvollen Spitzen und Stidereien ausgebreitet. Fast knechtisch unterwürdig, aber mit großer Zungenfertigkeit, und der stäuberin die ewige Seligkeit versprechend, hatte sie das Geschäft betrieben, das Gesicht halb verhüllt von dem großen Stoffschirm.

Als Dahlberg eine Stunde später nach erfolglosem Gang heimkehrte, empfing ihn aufgeregtes Sprechen.

Auf dem Flur stand die Bewohnerin der Beletage neben der Hauswirtsin, mit allen Zeichen der Erregung erzählend. Da sie gerahrend, rief die Wirtsin diesem zu: „Denen Sie nur, Herr Dahlberg, Frau von Semning ist arg bestohlen worden! Vorhin war eine Spitzenhändlerin hier — sie wird die Diebe in gewesen sein!“

Es war um die achte Morgenstunde des nächsten Tages, als es an Dahlbergs Tür klopfte. „Ich lieg' noch in den Federn!“ scholl es von drinnen. „Nicht denn so eilig! Wer ist das?“

„Die Polizei, Herr Dahlberg. Aber ersuchen Sie deswegen nicht. Wir wollen Sie als Zeugen haben.“

Schon im nächsten Augenblick öffnete Dahlberg, der in den Schlafrock geschlüpft war, die Zimmertür.

„Ich traute meinen Ohren nicht“, sagte er, und ließ den Beamten eintreten.

„Es tut uns ja leid, daß Sie da mit hinein verwickelt werden, Herr Dahlberg. Sie sind ja da in eine Falle geraten — aber das Gesetz verlangt nun mal —“

„Ich — in eine Falle geraten? Ja, von welcher Falle und von welchem „Fall“ sprechen Sie denn überhaupt?“

„Von dem allerdingsten Fall, Herr Dahlberg, — von der russischen Betrügerin Nadeschda Pointowsky, wie sie sich hier nannte.“

Mit erschauertem Gesicht stand Dahlberg da. Viele kalte Douchen auf seiner so schnell erkalteten Wange wirkte zwar nicht tödlich; aber er sah die goldene Zukunftspäne zusammenstürzen wie ein Karrenhaus, und aus ihren Trümmern grinsten ihm

Stel und Empörung an, während die Worte des Beamten wie Pfeile sein Ohr trafen:

„Die Pointowsky ist eine Betrügerin schlimmster Sorte und eine Verwandlungskünstlerin dazu. Bald als vornehme Dame, bald als Karstierin, macht sie ihre Raubzüge; die vier schweren Diebstähle in letzter Woche gehören auf ihr Konto, und diverse Betrügereien dazu. Gestern abend nun hat sie das Hotel verlassen mit dem Bescheid, man solle ihr die Rechnung auf ihr Zimmer legen, denn sie müsse heute früh abreisen. Sie ist aber gar nicht ins Hotel zurückgekehrt, denn als man sie in der Küche wecken wollte, fand man den Vogel nicht. Nur ihren Koffer, mit der famosen Me ameeinfette, der sie verraten hätte, hat sie zurückgelassen — natürlich leer. Wir haben bereits nach allen Himmelsrichtungen wegen der Gewinnvermehrung. Wenn Sie, Herr Dahlberg, da Sie ja mit der Pointowsky — bekannt wurden — der Polizei Anhaltspunkte geben könnten, so —“

Eine Sandenregung unterbrach den Sprecher. Der schöne Dahlberg hatte sich zu seiner ganzen imponierenden Größe aufgerichtet. „Mit der Betrügerin habe ich nichts zu schaffen. Ich kamte in Nadeschda Pointowsky nur die schöne, elegante Frau, — das ist alles.“

Als am Nachmittag die Sitzung wieder im Hotel International einand, war es der Altuar Gerling, der bei dem lebhaften gesprochenen „Fall Pointowsky“ das letzte Wort sprach.

„Erinnern sich die Herren noch ihrer Bewunderung für die Stofereit der Russin und für diese selbst? Ich wiederhole, was ich damals sagte: „Eine wirkliche“ Dame ist mehr wert als ein „Götterweib“ hinter dem sich nicht sehen, wie hier, eine — Hochstaplerin ver irgt.“

### Der Philosoph der Befreiungszeit.

Zum 100. Todestage Johann Gottlieb Fichtes.  
1814 — 27. Januar — 1914.  
Von Dr. Peter B. Sell.  
(Nachdruck verboten.)

Die Zeit der Freiheitskriege brachte tatkräftige Männer auf allen möglichen Gebieten. Nicht nur weitblickende Staatsmänner und tapfere Soldaten hatte sie vorkommen, sondern auch Persönlichkeiten, die im Innern an den großen Kämpfen schufen, das sich nunmehr vollziehe sollte. Zu diesen gehörte auch der allgemein bekannte Johann Gottlieb Fichte, ein deutscher Mann, auf den das Vaterland alle Zeit stolz sein darf.

Johann Gottlieb Fichte war armer Leute Kind. Am 19. Mai 1762 wurde er zu Rammenau in der Orlaunsky geboren. Sein Va-

ter war Bandwäber. Ein reger Geist und ein seltenes Gedächtnis zeichnen schon seine Knabenjahre aus. Mit 12 Jahren kam das Leugende Kind aus der Meißner Stadtschule und später nach Schulpforta bei Naumburg. Dem achtzehnjährigen begegnete wir dann auf der Jenerer Universität, die er später mit der Leipziger Hochschule vertauscht. Das Studium, dem er obliegt, ist die Gottesgelahrtheit, zu der sich bald die Philosophie gesellte.

Dem Jüngling aus armen Hause ist natürlich die Studienzeit keine leichte. Oft hat er mit der bittersten Not zu kämpfen; aber dennoch ringt er sich durch. Ende der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts wird er in Jürich als Hauslehrer. Vorübergehend lehrt er nach Leipzig zurück, um es später mit einem Hauslehrerposten, diesmal in Warschau, zu versehen. Von hier war der Weg nach Königsberg, wo Kant wirkte, kein weiter. Mit einer Schrift „Veruch einer Kritik aller Offenbarung“ führte sich Fichte bei dem Königsberger Philosophen so trefflich ein, daß nun auch ihm mit einem Male der Glückstern zu leuchten begann.

Wieder ging Fichte nunmehr auf einige Zeit nach der Schweiz zurück. In Jürich ließ er sich nieder, heiratete — Johanna Rahm, eine Nichte Klopstocks — privatisierte, wurde mit Festlohn beauftragt und veröffentlichte die „Mitten Beitrag zur Verhütung der Utele des Substantivs über die französische Revolution“ und „Zurückforderung der Denkfreiheit an die Juristen Europas“; durch beide Schriften weht ein starker demokratischer Hauch.

Im Frühjahr 1794 war an der Jenerer Universität ein Veruch für Kantische Philosophie frei geworden. Die Wahl fiel auf Fichte, der natürlich gern den ihm auferlegten Aufnahm. Vom ersten Tage an war sein Auftreten vom größten Erfolge gekrönt. Selbst der größte Horkaal der Jenerer Universität vermochte bald nicht die Zahl der Zuhörer zu lassen, die seinen Worten lauschten. Diesen Erfolg suchte Fichte moralisch auszunutzen, und zwar derart, daß er bestrebt war, das ganze Substantiv zu reformieren. Vor allen Dingen trachtete er, die akademischen Verbindungen aufzuheben. Da hatte er aber in ein Weipennest gerast. Mit einem Male schlugen alle Sympathien in das Gegenteil um, und Fichte sah sich schließlich genötigt, im Sommer 1795 Jena zu verlassen.

Fichte zog sich nun für einige Zeit nach Osmannsdorf bei Weimar zurück, wo er namenlos journalistisch wirkte. Ein von Fichte mit einem Vorwort — „Ueber den Grund und Zweck des Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ — verfaschener Forterscher Aufsatz „Entstehung des Begriffs Religion“ im „Philosophischen Journal“ hatte ein anonymes Schriftchen „Schreiben eines Vaters an seinen Sohn über den Fichteschen und Forbergischen Atheis-

leute herbei, die im Lande waren, die mußten um den See eine große hohe Mauer bauen. Je mehr die Mauer wuchs, desto ruhiger wurde der König, und als sie endlich fertig und einige Zeit darüber vergangen war, hatte der König sein Versprechen ganz und gar vergessen. Die Prinzessin wuchs heran und erblühte zur holdigsten Jungfrau. Eines Tages, als sie im Garten spazieren ging, fuhr eine prächtige Staatskarosse vorüber. Das Baum- und Geschirzzeug der Pferde funkelte von Gold und Edelsteinen. Im Wagen aber sah ein bildschöner und vornehmer Herr, der die Prinzessin freundlich grüßte. Soviel Vornehmheit und Reichtum konnte nur ein Prinz besitzen. Am nächsten Tage, um dieselbe Zeit, fuhr der Wagen wieder vorüber, und so geschah es fortan alle Tage, und der schöne Prinz grüßte immer freundlicher. Als der König einst mit im Garten war, begab es sich, daß er mit dem Prinzen in ein Gespräch kam und ihn für den nächsten Tag zu Gast lud. Wichtig zur bestimmten Zeit fuhr der Wagen vor, und zwei Diener trugen den Prinzen auf goldenem Tragelassen in das Schloß. Er war fremdländisch gekleidet, ein langer bis zur Erde reichender Mantel verdeckte seine Füße. Der Prinz erzählte, daß er erst von langer Krankheit genesen und seine Füße zum Gehen noch zu schwach seien. Nun war der Prinz täglicher Gast im Schloße, und es wurde beschlossen, daß die Prinzessin ihn zum Gemahl nehmen sollte. Es wurde auch bald Hochzeit gehalten. Daß der Prinz noch immer nicht laufen konnte, daran hatten sich alle gewöhnt. Einmal war die Prinzessin neugierig, und als die Diener ihren Gemahl zu Bett brachten, schaute sie ein wenig durch den Vorhang. Da bemerkte sie, daß der Prinz statt der Füße einen Fischschwanz besaß. Sie war so erschrocken, daß sie die ganze Nacht hindurch weinte. Am Morgen eilte sie zu ihrem Vater und erzählte ihm, was sie gesehen. Da erschrak auch der König heftig, denn jetzt fiel ihm sein damaliges Versprechen wieder ein. Er gebot der Prinzessin über alles zu schweigen und auch dem Prinzen nicht merken zu lassen, daß sie um sein Geheimnis wisse. Er aber wollte nicht eher ruhen, bis er die Sache zu gutem Ausgang gebracht habe. — Noch am selben Tage reiste der König weit fort und begab sich zu dem weitesten und beschämtesten Häuberer, der zu damaliger Zeit lebte. Aber obwohl dieser alle seine Bücher durchforschte, so konnte er doch über diesen Fall nichts entdecken. Der arme König war trostlos. Da entsann sich der Alte eines verborgenen Schreins, der die uralten Bücher seiner Vorfahren barg, und in

einem solchen fand er die ganze Geschichte verzeichnet. An Stelle des Sees habe vor Zeiten ein prächtiges Marmorochloß gestanden. Durch die Rache eines Feindes sei der Zauber hervorgerufen worden und der damalige König und sein Sohn lebten seitdem als Nixe im See. Der König bot nun dem Zauberer hohen Lohn, wenn er ihm helfe, den Zauber zu lösen. So gab denn der Alte dem König auf, in der nächsten Vollmondnacht in den See zu springen. Dort unten solle er mit seinem Schwert dem alten Nix den Schwanz abschlagen, dann sei der Zauber gebrochen. In dreimal vierundzwanzig Stunden aber müsse es geschehen sein, sonst bliebe der Zauber in alle Ewigkeit bestehen, und er selbst, der König, stünde da unten seinen Tod. Der König begab sich sogleich nach Hause, und als in stiller Mitternacht der Vollmond heraufzog, erstieg er mit vieler Mühe die hohe Mauer und schwang sich in den See. — Seine Aufgabe dort unten war nicht leicht, da der Nix behende wie ein Fisch herumschwamm, während sich der König nur mühsam fortbewegen konnte. Bald straukelte er über spitze Korallen, dann wieder versinken sich seine Füße in den langen Schlingengewächsen. Dabei verrann die Zeit, so daß der arme König der Verzweiflung nahe war. Doch in letzter Minute noch war das Glück ihm hold, der Nix huschte vorüber und häftig schlug der König zu, da war's geschehen. Sogleich aber brach ein donnerähnliches Getöse los, ein Rollen und Grollen, als sei das stärkteste Erdbeben. Dem König schwanben die Sinne. Als er endlich wieder erwachte, lag er in einem prächtigen Marmorochloß auf seinem Diwan, und glückselig umstanden ihn die Seinen. Der Nix und sein Sohn hatten ihre Menschengestalt wieder und der See war verschwunden. Das junge Paar hielt nun Einzug in das herrliche Schloß, sie lebten in Glück und Freude bis an das Ende ihrer Tage.

### Törichtes Murren.

Es war einmal ein reicher Graf, der hatte ein großes Landgut und hielt viele Knechte und Mägde, die das Feld bestellten. Unter den Tagelöhnern befand sich auch ein Ehepaar, Hans und Grete. Sie waren nicht ärmer als die übrigen Arbeiter, aber sie sühten sich unglücklicher; denn sie waren faul und arbeiteten nicht gern. Darum fiel ihnen die Arbeit auch so beschwerlich.

Eines Tages mußten sie im gräßlichen Garten die Wege vom Unkraut reinigen. Die Wege waren festgetreten; der Tag war schwül, und

bald wurde es den beiden Leuten so heiß, daß ihnen der Schweiß von der Stirn rann. Da sagte Hans: „Wir sind doch recht unglücklich, daß wir die paar Großen Tagelohn so hart arbeiten müssen!“ — „Ja“, sagte Grete, „es ist recht schlimm, daß man überhaupt arbeiten muß!“ — „Daran sind nur Adam und Eva schuld“, erwiderte Hans. „Der liebe Gott hatte ihnen verboten, von dem Baum in der Mitte des Gartens zu essen. Sie aber haben sein Gebot übertreten und demnach davon gegessen. Darum sind sie aus dem Paradiese gejagt worden, und seitdem muß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen. Wäre das nicht geschehen, so hätten noch alle Menschen im Paradiese und bräuchten nicht zu arbeiten.“ — „Ja“, sagte Grete, „die Eva muß doch sehr neugierig und nachhaftig gewesen sein. Ich hätte gewiß nicht von dem Apfel gegessen.“ — „Und Adam muß sehr dumm gewesen sein, daß er sich verleitete ließ. Ich wäre viel klüger gewesen!“ Also murrten die beiden eusfülligen Leute über die Sünde der ersten Menschen und über ihr eigenes Schicksal.

Der Graf hatte aber in der Kammer geessen und alles gehört. Am Abend ließ er Hans und Grete zu sich kommen und sagte: „Ich habe heute gehört, was Ihr miteinander gesprochen habt. Es erschreit mir unbillig, daß Ihr so hart für die Sünde Eurer Voreltern büßen sollt, da Ihr nicht so nachhaftig und töricht gewesen wäret wie sie. Ihr bräucht deshalb von heute an nicht mehr zu arbeiten. Auch will ich Euch auf meinem Schlosse ein schönes Zimmer, ein gutes Bett und köstliches Essen und Trinken geben. Nur eins mache ich zur Bedingung. Am Mittag und am Abend wärd auf Erem Tisch eine verdeckte Schüssel aufgetragen werden; die dürft Ihr nicht aufdecken. Sobald Ihr den Deckel aufhebt, müßt Ihr das Schloß verlassen und arbeiten wie bisher. Seid Ihr damit einverstanden?“ Hans und Grete riefen: „Ja, ja, gnädiger Herr; wir werden gewiß niemals die Schüssel aufdecken!“

Nun ließ sie der Graf in eine schöne Stube in seinem Schlosse führen und ihnen ein herrliches Abendessen auftragen. Auch die verdeckte Schüssel war dabei. Hans und Grete ließen es sich vortrefflich schmecken. Bald versuchten sie dieses Geracht, bald zues. „Was brauchen wir die verdeckte Schüssel!“ sagte Hans. „Es kann doch nichts Besseres darin sein, als wir hier haben!“ — „Ich denke, es wird eine Pastete sein“, antwortete Grete. „Was ist das für ein Ding, eine Pastete?“ fragte Hans. „Ah“, antwortete Grete, „das ist das Beste, was man essen kann. Das hat den Geschmack von allerlei Fleisch und Ge-

würz und ist doch gebaden. Nur ganz vornehme Leute essen davon. So hat mir meine Mutter erzählt, die in der Stadt im Dienst war. So ein Stück Pastete wäre wirklich nicht übel. Ich möchte nur einmal riechen, vielleicht geht neben dem Deckel ein wenig Dampf heraus.“ Hans meinte: „Versuchen möchte ich auch einmal ein solches Wunderessen!“ — Grete rief auf dem Deckel und rief freudig: „Hans, es ist wirklich eine Pastete!“ Wir wollen sie nur einmal ansehen und ein klein wenig davon versuchen. Es kann uns doch niemand belauschen. Halte einmal das Licht nahe!“ — Hans war auch neugierig geworden. Er nahm das Licht und hielt es näher. Die Frau hob den Deckel ein wenig in die Höhe, und beide sahen in die Schüssel. Aber in demselben Augenblicke sprang eine Maus heraus, und die Schüssel war ganz leer. Grete schrie vor Schreck laut auf und warf den Deckel hin, daß er zerbrach.

Da trat plötzlich der Graf herein und fragte: „Ei, wer hat denn die Schüssel aufgedeckt?“ Beide standen beschämt und sahen zur Erde. Der Graf aber sprach: „Ich wollte Euch ein recht bequemes Leben bereiten; aber Ihr habt es nicht gewollt. Ihr dürft nicht mehr im Schlosse bleiben, sondern müßt um Tagelohn arbeiten wie früher. Schiebt aber die Schuld nicht mehr auf Adam und Eva!“ Hans und Grete gingen noch in derselben Nacht in ihre Hütte zurück und am nächsten Tage wieder an die Arbeit. Aber sie murrten nicht mehr, und wenn sie über etwas schalteten, so war es über ihre eigene Torheit.

### Die Benugung des Eisens

geht bis ins graue Altertum zurück. Soweit ermittelt werden konnte, wurde das Eisen in Ägypten schon im 9. Jahrhundert v. Chr. und in Äthien schon im Jahre 458 v. Chr. benutzt. Die erste Erwähnung des Gebrauches von Eisen im fernem Osten geht bis zum Jahre 400 v. Chr. zurück, während es in Uganda erst seit fünf bis sechs Jahrhunderten in Gebrauch gekommen sein soll. Eisenschmelzhütten gab es in Europa zuerst, besonders in dem als Noricum (dem heutigen Oesterreich und Bayern) bekannten Gebiete. Das angegebene Datum für die Verwendung des Eisens bezieht sich auf das durch Schmelzung erhaltene Metall. Das von natürlichem, von Meteoriten gewonnene Eisen geht bis in die fernste Vorzeit zurück. Die daraus hergestellten Waffen, ebenso wie die Feuersteine und dergl., bestanden aus abgeschlagenen Stücken.